

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Pierre Magnan
Tod in Bronze

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

PATERNE LAFAURIE spritzte seine Apfelbäume mit der für die Winterzeit reservierten Pestizidmischung. Der feine, zart irrisierende Regen verteilte sich auf den beschnittenen Ästen und auf dem spärlichen, vom Unkrautvertilger verschonten Gras. Er rann auch über den plastikbeschichteten Kapuzenanzug, der den Fahrer vor dem gefährlichen Nass schützen sollte.

Diese Verkleidung trug er seiner alten Mutter zuliebe, aber so weit, dass er auch eine Gesichtsmaske getragen hätte, ging er nicht. Denn er war Kettenraucher, und wie sollte man rauchen, wenn man schon einen Filter vor dem Mund hatte? Im Übrigen glaubte er nicht an die Legende von den Pestiziden. Seine Nachbarn waren vorsichtig und wagten es selten, die vorgeschriebenen Mengen zu überschreiten. Er selbst erhöhte sie grundsätzlich um zwanzig Prozent.

Paterne Lafaurie war von Natur aus aufbrausend. Aber an jenem Tag war sein Gesicht dauerhaft verzerrt vor Wut. Und es gab auch Anlass dazu... Zunächst einmal hatte sich der Wind, der bislang Ruhe gegeben hatte, mitten in der etwa zweihundertfünfzig Meter langen Baumreihe eingemischt. Er blies voll aus Süden. Die Sprühwolke vor dem Traktor umhüllte auf einmal den Fahrer, legte sich wie Nieselregen auf sein Gesicht. Bei jedem Zug aus seiner Zigarette nahm er auch einen kräftigen Schluck des wohl dosierten Cocktails zu sich, mit dem er den Spritzbehälter gefüllt hatte.

Als ob das noch nicht genug wäre: Kaum war er am oberen Ende der Baumreihe angelangt, hatte er Jean-Lucs Auto erspäht, das schlecht geparkt an der Böschung stand. Dieser Faul-

pelz, Sohn eines angeblichen Biobauern, scharwenzelte um Léone, seine Tochter herum.

Und damit war es noch immer nicht getan: Er hatte alles stehen und liegen lassen und seine nordafrikanischen Tagelöhner anbrüllen müssen, die das Beschneiden unterbrochen hatten, um sich an einem Feuerchen aufzuwärmen. Bei dem Stundenlohn! Nein, das Bauerdasein war nicht beneidenswert, gewiss nicht! Zumal er, nachdem er Gift und Galle gespuckt und wütend den Weg zurück zum Traktor angetreten hatte, ganz deutlich zu sehen glaubte, dass hinter dem Gewirr der Äste eine Gestalt mit rotem Motorradhelm davoneilte. Doch das musste Einbildung gewesen sein. Dass man ihn so aus der Nähe, zu Hause gewissermaßen, provozierte, das konnte einfach nicht sein... Zum Glück würde das alles bald ganz anders, alle Schwierigkeiten würden wie weggefegt sein, freundlichere Aussichten würden ihm winken, das Leben würde ihm Revanche bieten.

Aber der Gedanke stimmte ihn nicht fröhlicher. Verbissen grübelte er weiter über all die Widrigkeiten, die wie geschaffen waren, um seine Wut und seine zweihundertzwanzig Blutdruck aufrechtzuerhalten.

Er warf seine Zigarettenkippe weg und schaltete auf Selbststeuerung, womit er die Hände frei hatte, während der Traktor weiter geradeaus fuhr. Er wühlte in seinen Innentaschen, schob sich endlich eine neue Zigarette zwischen die giftfeuchten Lippen. Die Flüssigkeit hatte heute einen merkwürdigen Geschmack. Am Ende der Apfelbaumreihe, weit vor ihm, begrenzte die Mauer der Strohscheune seinen Blick. Auf einmal kam ihm diese Mauer näher vor als sonst. Die Luft schien ihm plötzlich stickig. Er riss den Mund auf wie ein Fisch auf dem Trockenen. Die Zigarette fiel ihm auf den triefenden Schutzanzug.

Der Traktor fuhr brav geradeaus weiter. Unbeirrt seine Giftwolke ausspuckend, ließ er die Baumreihe hinter sich, überquerte den Dreschplatz vor den Wirtschaftsgebäuden. Er

rammte einen Riesenstapel Apfelkisten, die am Abend zuvor aus dem Kühlraum herausgenommen worden waren. Sie warteten darauf, zur Mülldeponie gebracht zu werden; dort würde man sie mit Dieselöl übergießen und verbrennen. Die Pumpe des Traktors war noch immer in Betrieb und setzte die gesamten Apfelkisten unter Giftflüssigkeit. Ein Pfau, der gerade sein Rad schlug, wurde in einen aschgrauen Totenvogel verwandelt und begann herzerreißend zu schreien.

In seiner Irrfahrt rammte der Traktor nun auch einen Berg leerer, grün angestrichener Giftfässer, die mit Weltuntergangsgedöse auseinander kullerten. Schließlich landete er in den Strohballen, die vor der Scheune aus Wellblech aufgebaut waren.

An dieser Stelle, beziehungsweise dahinter, waren Léone und Jean-Luc gerade dabei, sich miteinander zu vergnügen. Der Wall aus Strohballen öffnete sich vor ihnen und brach auseinander. Sie sahen direkt auf die Schnauze des Traktors, dessen Motor nun abgewürgt wurde. Sie sahen Paterne Lafaurie in einem Heiligenschein aus Kupfervitriol, den die von hinten scheinende Sonne in einen Strahlenkranz verwandelte. Das für ihre momentane Tätigkeit günstige Schatteneckchen war nun in Licht getaucht. Hilflos knieten sie da, halb nackt, den Hintern an der Luft, die Augen weit aufgerissen.

«Scheiße! Mein Vater!», rief Léone.

«Wenn ich dich je mit Jean-Luc oder einem andern im Stroh erwische, dann kriegst du Dresche!», hatte er ihr angekündigt. Kaum fielen ihr die drohenden Worte des Vaters ein, da war Léone wieder bei klarem Verstand. Jean-Luc machte sich so klein wie möglich in seiner Ecke; er versuchte, seine Kleider in Ordnung zu bringen und den Anschein zu wahren.

Starr bäugten sie Paternes giftüberströmtes Gesicht unter der Kapuze; ein böses Grinsen verzog ihm die Wangen bis hinauf zu der Stirn mit den unerbittlichen Falten. Dann erst entdeckten sie, dass er ganz langsam zur Seite glitt, dass seine Augen glasig waren.

«Scheiße! Er ist tot!», rief Léone ungläubig.

«Der Aprikosenbaum blüht!», schrie Jean-Luc.

«Halt die Klappe, Idiot! Und hau ab! Schnell, hau ab!»

Sekundenschnell wurde ihr ihre neue Situation klar.

Ein Vater, auch wenn er kein guter Vater war, bedeutete ein Dach über dem Kopf. Und das war soeben davongeflogen. Wer würde von nun an den Boden um die Apfelbäume pflügen? Wer würde die harten Verhandlungen mit den Großeinkäufern führen? Wer würde sich gegen die anzugtragenden Herren vom Crédit Agricole durchsetzen? Léone ging das Bild ihrer Mutter durch den Kopf: eine blonde, elegante Frau, die ihr Leben damit verbrachte, Autotüren zuzuschlagen. Sie kam, sie ging. Die übrige Zeit verbrachte sie mit allerlei Kursen, Körpersprache oder Ausdruckstanz, wenn es nicht gerade transzendente Meditation war. «Zu nichts zu gebrauchen», fasste Léone ihre Meinung zusammen. Und der Onkel! Der Onkel! Léone lief es kalt den Rücken hinunter. Der Onkel würde antanzen: ein Abklatsch seines Bruders, unersättlich, ein Mann, der dreihundert Hektar besaß und der gierig genug gewesen wäre, noch mal so viel zu schlucken.

«Mistkerl!», zischte Léone.

«Der Aprikosenbaum blüht!», wiederholte Jean-Luc, der mit weit geblähten Nasenflügeln noch immer dakauerte und die Leiche nicht aus den Augen ließ.

Mit großer Entschlossenheit rückte Léone ihre Brüste in den Büstenhalter. Mit dem Ellbogen schob sie Jean-Luc beiseite, als hätte sie ihn nie gekannt.

«Pack dein Zeug zusammen und zieh Leine», flüsterte sie. «Ich kann keinen Skandal gebrauchen.»

Sie beobachtete, wie er sich am Bewässerungskanal entlang davonmachte. Als er verschwunden war, durchwühlte sie sich das Haar, und erst dann begann sie, laut schreiend ihrer Verzweiflung Ausdruck zu geben, wie es eine Tochter tut, die gerade ihren Vater verloren hat.

Mit sechzig Stundenkilometern, wie es sich für diejenigen gehört, die mit gutem Beispiel vorangehen müssen, tuckerte

Laviolettes Auto von Volx nach Manosque. Neben ihm saß Untersuchungsrichter Chabrand und starrte auf die Fahrbahn.

Sie waren noch ganz benommen vom sonderbaren Ausgang des Rätsels von Ganagobie, das sie gerade gelöst hatten.*

Hinter ihnen fanden sich fünfzig Fahrzeuge wohl oder übel mit diesem majestätischen Tempo ab.

«Äpfel!», sagte der Richter plötzlich. «Hier gibt es Äpfel zu kaufen. Schauen Sie doch mal!»

Am Straßenrand sah Laviolette ein Schild: «Äpfel zu verkaufen». Ein Sack Obst lehnte an einer alten Holzkiste, aber der Verkaufsstand, der aus zwei Holzböcken bestand, war unbesetzt.

«Sie sehen doch, dass da niemand ist!», antwortete er dem Richter.

«Egal», sagte Chabrand. «Ich brauche Äpfel. Biegen Sie in diesen Weg da ein, rechts. Der führt bestimmt zum Bauernhof...»

«Moment! Erst mal langsamer fahren, den Blinker einstellen, und strecken Sie doch bitte sehr den Arm waagrecht nach außen. So, ja! Und bewegen Sie ihn auf und ab!»

Der Richter zuckte die Schultern.

«Glauben Sie nicht, dass der Blinker genügt?»

Nun holperte der Wagen über einen jener landwirtschaftlichen Zufahrtswege, auf denen die Traktoren tiefe Spurrillen hinterlassen haben.

«Was macht denn der da?», fragte Chabrand.

Ein langer, hagerer Bursche lief über ein brachliegendes Feld. Der Richter schaute ihm nach und sah, wie er sich in einen roten Wagen schwang und losfuhr.

«Warum, zum Teufel, diese plötzliche Lust auf Äpfel?», fragte Laviolette.

«Nicht plötzlich», antwortete der Richter, «vernünftig! Mein Vorrat ist aufgebraucht, und Sie wissen doch, nach meiner Hepatitis...»

* Anspielung auf «Das Zimmer hinter dem Spiegel», 2000 (A. d. V.)

«Ach ja, stimmt», brummelte Laviollette. «Ihre Hepatitis!»

Er sah ihn von der Seite an. Die Gesichtsfarbe des Richters erinnerte ihn in der Tat an jene Quitten, die im Dezember auf irgendeinem ländlichen Kaminsims allmählich von Grün nach Gelb wechseln.

«Vorsicht!», rief der Richter und packte Laviollette am Arm. «Sie fahren sie gleich um!»

Ein blondes, zerzaustes Mädchen von etwa achtzehn Jahren rannte auf sie zu, so schnell wie ihre robusten Beine sie trugen.

Sie sank dem Richter in die Arme, der wie auf Kommando gerade ausgestiegen war.

«Mein Vater!», rief sie. «Mein Vater! Er ist tot! Kommen Sie schnell, er ist tot!»

«Jäh! Jäh! Jäh! Jäh! Jäh!»

Hinter dem Mädchen versuchte ein aschgraues Pfauengespenst mit seinem Geschrei die Umgebung aufzuscheuchen. Das Gift, von dem es eine Dusche abbekommen hatte, war dabei einzutrocknen und machte seine Schwanzfedern steif. Es gelang ihm nicht mehr, sein Rad zu schließen.

«Wo ist er denn, Ihr Vater?», fragte der Richter.

Mittlerweile war auch Laviollette ausgestiegen. Er betrachtete das Durcheinander, das der Traktor auf seiner Irrfahrt angerichtet hatte; nun stand er in unsicherem Gleichgewicht auf den linken Rädern an die Strohbälle gelehnt, die ihn in seinem Schwung aufgehalten hatten.

Ein Mann hing mit dem Fuß an der Kupplung, die Arme und der Kopf berührten den Boden. Er war offensichtlich tot.

Das Geschrei des Pfaus und das Gebrüll des Mädchens, das sich mit beiden Händen den Kopf hielt, hatten gewirkt. Landarbeiter tauchten zwischen den Apfelbäumen auf und liefen herbei. Aus dem modernen Einfamilienhaus abseits der Wirtschaftsgebäude kam eine alte Frau, ihr Strickzeug in der Hand. Sie lief, so schnell ihre alten Beine es erlaubten, und als sie die Szene erfasste, öffnete sich ihr Mund zu einem langen, unartikulierten Schrei.

«Großmutter! Mein Vater! Mein Vater!», schrie das Mädchen.

Inzwischen stand eine Gruppe Menschen dicht um den Toten. Man packte ihn und schleppte ihn weg, trug ihn ins Haus. Das junge Mädchen war vorneweg gelaufen, und hinter den Scheiben des Erdgeschosses sah man sie nun telefonieren.

Niemand achtete auf den Kommissar und den Richter. Laviolette nahm Chabrand beim Arm.

«Auf Ihre Äpfel müssen Sie nun wohl verzichten, denk ich mal. Wir haben eine Verabredung zum Essen um halb eins, und hier braucht uns sicher niemand...»

Sanft hatte er den Richter in das Auto geschoben. Er hatte den Motor angelassen.

«Aber ist das nicht ein wenig unfreundlich, was wir da machen? Das sieht ja ganz nach Flucht aus...»

«Mein lieber Chabrand», sagte Laviolette, nachdem er den Wagen gewendet hatte, «das letzte Mal, als ich neben einer Leiche gewartet habe – das war in Sisteron –, hat es drei Monate gedauert, bis ich wieder wegkam...»

«Armes Kind!», flüsterte der Richter.

«Wie rührend, dass die Verzweiflung dieses hübschen Mädchens Ihre Aufmerksamkeit viel mehr erregt hat als die der Großmutter mit dem Wackelgebiss. Aber irgendetwas bei dieser traurigen Szene stimmte nicht ganz. Ich weiß übrigens nicht was...»

«Könnten Sie Ihren Gedanken nicht ein wenig präziser formulieren?»

«Ach, im Grunde ist es ganz einfach... Die Mutter, die Tochter, die Tagelöhner... Man hatte irgendwie den Eindruck, dass sie seit langem auf so was gefasst waren...»

Ein Notarzwagen bog in den Feldweg ein, als sie ihn gerade verließen. Hinter ihm her kam ein silbergraues Cabrio geschossen mit einer blonden Frau am Steuer.

«Ich fresse einen Besen, wenn das nicht die Ehefrau ist», sagte Laviolette. «Die kriegt gleich einen Schock ab.»

«MIR SCHEINT», sagte der Mann von der Hauptverwaltung der Versicherungsgesellschaft zum Filialleiter, «dass wir im vorliegenden Fall nicht ohne weiteres grünes Licht bekommen werden...»

«Das kann doch nicht Ihr Ernst sein! Ein Kunde seit Jahren! Was sag ich! Seit Generationen! Sein Großvater hatte schon all seine Versicherungen bei meinem abgeschlossen. Und Sie können in der Kartei nachsehen: Er hatte niemals auch nur einen einzigen Schadensfall! Keinen Brand, keinen Autounfall. Überhaupt nichts!»

«Ja, aber jetzt soll alles auf einmal und mit Zins und Zinseszins ausgezahlt werden. Hundert Millionen! Junge, Junge! Ihr Lafaurie hat sich verdammt teuer eingeschätzt.»

Der Filialleiter hob resigniert die Arme.

«Was wollen Sie! Man kann nicht immer nur an den Leuten verdienen!»

«Ich finde diesen Spruch nicht besonders glücklich», sagte der Beauftragte der Hauptverwaltung, «und das aus dem Mund eines Provinzvertreters...»

«Tut mir Leid!», entgegnete dieser in schroffem Ton. «Aber Sie können sich ja unsere Statistiken ansehen: Unsere Region ist führend, sowohl was die Pünktlichkeit der Prämienzahlung angeht als auch die Seltenheit der Schadensfälle. Und unsere Kunden versichern sich jedes Jahr höher. An Ihrer Stelle würde ich es mir gut überlegen, ob ich sie aus ihrer Seelenruhe aufschrecke. Einstweilen glauben sie sich nämlich gut aufgehoben bei uns.»

«Ganz, wie Sie meinen. Aber wir sind kein Wohltätigkeitsverein. Und wenn wir hundert Millionen auszahlen, wollen wir unsererseits gut abgesichert sein.»

«Ich muss gestehen, dass ich nicht so recht weiß, worauf Sie in der Sache Lafaurie hinauswollen.»

«Auf Folgendes: Ich schwanke noch, ob ich unter meinen Vorbericht nicht schreiben soll: Alles deutet auf einen Selbstmordversuch hin...»

Der Filialleiter blickte zur Decke:

«Und das bei einem Mann, der zweihundertzwanzig Blutdruck hatte! Einem Mann mit beginnender Angina Pectoris! Einem Mann mit Harnsäure im Blut. Einem Mann, dem Doktor Magloire, wenn er mit ihm einen Patis trank, immer wieder sagte: «Paterne! Du bist dabei, dir dein eigenes Grab zu schaufeln!»»

Der Mann von der Hauptverwaltung schüttelte den Kopf bei dieser Aufzählung. Er war nicht sonderlich überzeugt.

«Sie haben doch eben von Statistiken geredet: Sie wären überrascht, wie viele Leute mit Bluthochdruck, mit Harnsäure im Blut und was weiß ich noch alles alt werden. Nein! Überlegen Sie doch mal: Seit zwei Jahren verdoppelt dieser Mann die Dosis der Pestizide in seinem Sprühsystem. Seine Schutzkleidung ist voller Löcher. Er raucht beim Spritzen, was strikt verboten ist und gegen sämtliche Regeln verstößt, er weigert sich, eine Gesichtsmaske zu tragen! Hinzu kommt, dass er stur in derselben Richtung weiterfährt, auch wenn der Wind dreht – das würde sonst keiner wagen! Wo er doch noch hundertfünfzig Meter Baumreihe zu behandeln hat... Er kennt die Schädlichkeit des Produkts und weiß auch von seiner angegriffenen Gesundheit; da sieht es doch ganz so aus, als habe der Beschuldigte... hmmm... ich meine natürlich, das Opfer zumindest fahrlässig gehandelt...»

«Daraus wird noch lange kein Selbstmord.»

«Darüber lässt sich streiten... Wenn man ein bisschen in seinem Privatleben schnüffelt, wird man schon einen Grund finden...»

«Ich wüsste mal gerne, wie Sie das anstellen wollen?»

«Na ja, zunächst einmal, indem wir die Familie überzeugen, dass sie in ihrem eigenen Interesse eine Obduktion beantragen sollte...»

«Eine Obduktion! Aber Doktor Tronquet hat doch schon den Totenschein ausgestellt.»

Der Beauftragte der Hauptverwaltung verzog das Gesicht.

«Doktor Tronquet ist noch jung. Vielleicht hat er sich zu sehr auf die Krankengeschichte des... Opfers verlassen und zu wenig auf seine eigenen Beobachtungen. Anders ausgedrückt: Die Vorbefunde machten ihm den Tod plausibel, und er hat möglicherweise gar nicht lange überlegt...»

«Nun gut! Und wenn die Familie sich weigert?»

«Tja, dann werden wir eben Anzeige gegen unbekannt erstatten – das heißt, gegen das Opfer – wegen versuchten Betrugs.»

«Und wenn die Obduktion ergebnislos ist? Wenn sich herausstellt, dass die Pestizide mit dem Tod nichts zu tun haben?»

«In diesem Fall», seufzte der Beauftragte, «kann man wohl nichts machen! Dann zahlen wir die hundert Millionen aus, aber zumindest haben wir uns dann nicht kampfflos gefügt. Wohlgermerkt: Eine Obduktion ist für die Familie auf alle Fälle von Vorteil. Wenn sich nämlich der Giftgehalt der Pestizide als ausschlaggebend erweist, dann verlieren sie zwar einen Teil der hundert Millionen, aber dafür können sie dann gegen den Hersteller des Produkts prozessieren.»

«Alles gut und schön. Aber mich müssen Sie nicht überzeugen, sondern die Familie.»

«Genau! Und ich habe mir gedacht, dass ein kleiner Beileidsbesuch vielleicht angebracht wäre...»

«Wie bitte? Die Leiche liegt noch nicht einmal im Sarg! Sie werden doch diese leidgeprüfte Familie nicht stören wollen.»

«Mein Lieber, der Schmerz, das ist eine Sache, hundert Millionen, das ist eine andere. Im Übrigen werden sie die Sache ganz schnell kapieren... die Familien kapieren immer ganz schnell...»